

Die Innenwelt der Außenwelt

Zur Spiritualität Maria Wards (1585–1645)*

Mathilde Köhler, München

Vor 400 Jahren, am 23. Januar 1585, wurde Maria Ward, die Stifterin der Kongregation der Englischen Fräulein, geboren. Es ist die glanzvolle Zeit Elisabeths I., die England zu politischer und wirtschaftlicher Weltgeltung brachte. Die geistigen und religiösen Spannungen, die hinter der strahlenden Fassade herrschten, werden in der Überlieferung kaum erwähnt. Sie sind die dunkle Kehrseite der goldenen Medaille.

Die Familie Ward gehörte dem Landadel an, der vor allem in Yorkshire seine Hoffnung auf Maria Stuart, die gesalbte Königin der Schotten, die Katholikin, die bei ihrer Cousine Elisabeth I. trügerische Zuflucht fand, gesetzt hatte. Sie war die Hoffnung aller, die auf die Rückführung Englands in den Schoß der römisch-katholischen Kirche warteten: des Papstes in Rom, des Königs in Madrid, der französischen Aristokratie und der Wittelsbacher in München. Für diese große Sache wagten die Landadeligen Leib und Leben, Besitz und Sicherheit. Diese Familien nahe an der schottischen Grenze lebten ein bewußt religiöses Leben; sie gewährten den Missionaren, vor allem Jesuiten und Benediktinern, Unterkunft auf ihren Besitzungen. Es war ein Leben im Untergrund: Die heimlich ins Land gekommenen Priester spendeten die Sakramente, feierten die heilige Messe in sorgfältig ausgebauten Verstecken, verbreiteten katholische Schriften, obwohl auf die Beherbergung von Priestern die Todesstrafe stand.

Maria Ward war von frühester Jugend an mit den Gefahren dieses Lebens vertraut. Der Sitte der Zeit gemäß wuchsen die Kinder der Familie Ward bei Verwandten oder eng befreundeten Familien auf: Maria kam mit fünf Jahren schon zu ihrer Großmutter, später dann zu Cousinen

* In ihrem Buch *Maria Ward. Ein Frauenschicksal des 17. Jahrhunderts* (München, Kösel 1984. 318 S., geb., DM 36,-) stellt Mathilde Köhler das Leben dieser erstaunlichen Frau ausführlich dar. Darin werden die Schicksalsschläge (oft waren es Menschen, die „geschlagen“ haben) in ihrer Härte, aber auch das Gott-Vertrauen und die Zukunftsschau Maria Wards noch deutlicher. Wichtig ist auch, daß M. Köhler ihre Heldin und deren Anliegen immer wieder in den größeren Ideenzusammenhang der damaligen Zeit und deren Vergangenheit hineinstellt. Manchmal bekommt man ein regelrechtes Geschichtsseminar zu lesen. Das Erfrischende dabei aber ist, daß die Sprache stets lebendig und mitfühlend bleibt – bei der journalistischen Vergangenheit der Autorin kein Zufall. Zu Recht hat das Buch innerhalb kürzester Zeit die zweite Auflage erreicht.

ihrer Mutter. Alle diese Frauen hatten persönlich für ihren angestammten Glauben gekämpft, hatten Gefängnisstrafen erduldet. Vor allem in ihrer dritten Gastfamilie, bei den Babthorpes, wurde Maria Ward mit den religiösen Bestrebungen und Stimmungen der Zeit vertraut. Der Landsitz Osgodby war Anlaufstelle und Treffpunkt der Missionare aus Rom und aus Flandern. Die Erziehung außerhalb des Elternhauses sollte den geistigen Horizont der Heranwachsenden erweitern, sollte aber für die Mädchen vor allem auch den Kreis der möglichen Ehepartner vergrößern. Maria Ward erhielt zwischen ihrem zehnten und zwanzigsten Lebensjahr vier solcher Anträge aus vornehmem Haus, schlug sie aber alle aus. Sie hatte schon mit fünfzehn Jahren beschlossen, in einen Orden, den strengsten, den es gebe, einzutreten. In der englischen Heimat war das unmöglich, und um England verlassen zu können, mußte sie die Erlaubnis des Vaters haben, mußte sie ihre Volljährigkeit abwarten. Nur widerstrebend stimmten Eltern und Beichtväter dem Wunsch Marias zu.

Auf dem Festland, in Flandern, gab es Klöster und Seminare in großer Zahl für die englischen Emigranten. Maria Ward fand in St. Omer Aufnahme bei den wallonischen Klarissen; sie hatte den strengsten Orden gewählt, weil – wie sie dachte – Frauen auf dieser Welt ja nur eines tun können: an ihrer eigenen Vollkommenheit arbeiten, an der Selbstheiligung.

Schwer wird sie geprüft: Sie wird nicht den Chorschwestern innerhalb der Klausur, sondern den Bettelschwestern, die von Haus zu Haus betteln gehen müssen, zugeteilt. Sie findet bei der täglichen Mühsal und Ablenkung keine Zeit mehr für ein geistliches Leben. So verläßt sie den Orden, gründet ein eigenes Kloster nach der gleichen Regel der Klarissen und erkennt wiederum, daß dies nicht die Lebensweise sein kann, die ihr im aktiv-frommen Leben auf den heimatlichen Landsitzen vor Augen gestanden hatte.

Das Leben der jungen Emigrantin ist bis in die Grundfesten hinein erschüttert. Sie hat den Mut, ihrer Situation ins Auge zu sehen, Entschlüsse zu fassen. Sie scheut weder gesellschaftliche Ächtung (als ausgetretene Nonne) noch materielle Not. „In dieser Zeit war Gott mein einziger Führer und Lehrmeister“, schreibt sie später als Dreißigjährige in ihren biographischen Notizen, die leider fragmentarisch geblieben sind.

Eine Zeitlang lebt sie allein in St. Omer; dann geht sie nach England, wo sie Gefährtinnen findet, gleichaltrige Gefährtinnen aus befreundeten und verwandten Familien. Obwohl sie den Frauen keine materielle Sicherheit, keinen festumrissenen Platz bieten kann, vermag sie diese für

die Idee zu begeistern, eine neue, eine zeitgenössische Form von Ordensleben mit Fasten und Beten und pädagogischer Arbeit zu suchen, nein: zu finden. Diese Frauen der ersten Stunde begleiten den dramatischen Lebensweg Maria Wards bis in die Todesstunde hinein. Sie leben in St. Omer, halten Schule, sind das Staunen der kleinen Stadt und heißen: die Englischen Fräulein – und so werden sie bis auf heutigen Tag genannt.

Visionen weisen Maria Ward den Weg. Sie wird ihrer teilhaftig bei ganz alltäglichen Beschäftigungen, beim Flechten von Bußgürteln oder beim Kämmen der Haare, während dem sie einmal deutlich das „Gloria! Gloria! Gloria!“ hörte – den Anruf zu einem Leben der Verherrlichung Gottes, wie Ignatius von Loyola („Alles zur größeren Ehre Gottes – Omnia ad Majorem Dei Gloriam“) ihn verwirklichen wollte. „Der Ansturm war so heftig, daß er vielleicht zwei Stunden gedauert haben mag“, meint sie selbst. Bei einer Athanasius-Vision einige Jahre zuvor verzeichnet sie es mit Erleichterung, daß sie wohl nur so kurz gedauert habe, daß ihre Mitschwestern davon nichts gemerkt hätten.

In der Vision des einsamen Krankenzimmers von 1611 – nach überstandenen Masern – gewinnt sie die Sicherheit für ihren klösterlichen Lebensweg. Sie vernimmt die Worte: „Nimm die Regel der Gesellschaft (Jesu). Der General wird es nicht erlauben. Geh zu ihm.“ Diese Worte werden Mittelpunkt ihres weiteren Lebens. Zu diesem Auftrag bekennt sie sich unerschrocken bis in den Tod hinein! Die Szene der Vision im kargen Krankenzimmer läßt sie später malen. Ihren Worten hält sie die Treue durch Gefängnis und Gefahr, trotz Krankheit und Armut. Weder gesellschaftliche Verlockungen noch Ächtung bringen sie davon ab.

In dem Jahrzehnt, das auf diese Vision folgt, arbeitet sie drei Entwürfe für ihr zukünftiges Ordensleben aus und geht selbst nach Rom, als die Bestätigung durch die päpstlichen Kongregationen nach Jahren des Wartens nicht eintrifft. Keine Ordensstifterin vor ihr hat das getan!

Ihre Entwürfe sind durchdrungen von den Idealen des Ignatius von Loyola, die Maria Ward im katholischen englischen Untergrund ihrer Kindheit kennengelernt hatte: apostolisches Wirken ohne Klausur, Erziehung für Kinder (auch Mädchen) aller Schichten, auch der Armen. Die Entwürfe sehen eine Generaloberin für alle Häuser in allen Ländern vor. Denn Frauen können Frauen „regieren“.

Sie stößt damit auf starkes Mißtrauen; die erfolgreichen neugegründeten Schulen in Rom, Neapel und Perugia werden geschlossen. Maria Ward weicht mit wenigen Gefährtinnen nach München, Wien und Preßburg aus und gründet wieder gut besuchte Schulen. Auch sie werden geschlossen. Intrigen und Mißverständnisse erwirken ein Dekret der In-

quisition, aufgrund dessen die Verdächtige, die Emigrantin, die um des Glaubens willen ihre Heimat verlassen hat, gefangengesetzt wird: neun Wochen Klosterhaft in München und dann wieder in Rom; jetzt zwar geduldet, aber nicht als Ordensfrau anerkannt.

15000 Kilometer hat Maria Ward in ihrem Leben durch das vom Dreißigjährigen Krieg erschütterte Europa zurückgelegt, ehe sie in ihrer Heimat stirbt, nahe der mittelalterlichen Kathedralenstadt York, die von Royalisten und Puritanern umkämpft wird. Sechzig Jahre alt ist Maria Ward geworden.

Die Gnade und Kraft ihrer Lebensbewältigung kann nur erhellt werden durch ihre Spiritualität. Wenn wir verstehen wollen, wie sie die schweren Krisen ihres dramatischen Lebens bewältigen konnte, müssen wir uns an ihre persönlichen Aufzeichnungen halten. Zwar sind sie nur sehr spärlich, doch bei genauem Hinsehen kann man die geistliche Quelle ihres großen Lebens erkennen.

Maria Wards biographische Skizzen

Ihr Beichtvater P. Roger Lee SJ hat die Dreißigjährige veranlaßt, ihr Leben aufzuzeichnen, das Leben im englischen Untergrund. Maria Ward schildert die tägliche Bedrohung; Folter und Tod sind nahe. Nahe ist aber auch das Leben der jenseitigen Welt, der Welt Gottes. Das Kind verehrt die Heiligen und vor allem die Muttergottes so sehr, daß es darauf besteht, den Taufnamen Johanna in Maria umzuwechseln. Das Leben in den Großfamilien hat das Kind in eine tiefe Einsamkeit getaucht, in der Gottes Nähe um so heftiger wird. Als kürzesten Weg zum ewigen Heil wünscht es sich sogar den Märtyrertod – wie viele junge Menschen der damaligen Zeit. Die frühe Überanstrengung auf dem Wege der Selbstheiligung wird von quälenden Skrupeln begleitet. Sie wagt es kaum, sich anderen zu offenbaren, auch nicht ihren Beichtvätern. Aus der angespannten Seelenlage befreit sie das Buch des Theatiner-Paters Lorenzo Scuopoli, „Der geistliche Kampf“. Der Missionar P. John Gerard SJ hatte es übersetzt und heimlich in England drucken lassen. Damals ging es als Untergrund-Literatur von Hand zu Hand (1925 ist es in Deutschland zum letzten Mal aufgelegt worden!). Maria Ward wurde dieses Büchlein zur Richtschnur – ein Leben lang!

Zwei Zitate daraus: „Nicht mit äußeren Bußübungen, mit Bußhemden, Bußgürteln, mit Nachtwachen und anderen Abtötungen des Leibes erreicht man das vollkommene geistliche Leben. Auch *Frauen* nicht, wenn sie viele mündliche Gebete verrichten, häufig die Messe hören, oft Kirchen besuchen und zu den Sakramenten gehen. Und auch *Ordens-*

leute nicht durch regelmäßigen Besuch des Chorgebets, Stillschweigen, Zurückgezogenheit und geregelte Lebensführung.“ Und: „Wer die Höhe der Vollkommenheit erreichen will, muß kämpfen.“

Maria Ward hat wohl schon in ihrer Kindheit angefangen, das innere Gebet zu üben, ein Gespräch mit Gott, das nach außen unsichtbar bleibt, das bei aller beruflichen Aktivität die Konzentration nach innen und gleichzeitig auf Gott lenkt. Daß das religiöse Leben Mut und Kampf erforderte, das hatten Verwandte und Freunde immer und immer wieder erfahren und bewiesen.

Die biographischen Aufzeichnungen Maria Wards sind Fragment geblieben, werfen aber doch schon ein Licht auf diesen Lebensweg, der von der gott-bezogenen Selbstheiligung zum aktiven Wirken für die Mitmenschen führt.

Die fünfunddreißig Vorsätze

Sie sind ein oder zwei Jahre nach der lebensbestimmenden Vision im einsamen Krankenzimmer von 1611 niedergeschrieben worden, vor den biographischen Notizen. „Besonders nehme ich mir vor, täglich *eine Stunde* dem *inneren* Gebet zu widmen, meine tägliche Gewissenserforschung zu machen und das Große Brevier zu beten.“ (Nr. 6)

„Bei jedem Stundenschlag will ich meine Seele zu Gott erheben und kurz erwägen, daß *jeder* Mensch nach seinem Bild geschaffen ist.“ (Nr. 24)

„Nie will ich meinem Seelenführer in Wunsch, Wort oder Taten widersprechen.“ (Nr. 22)

Das Thema Gehorsam wird in diesen 35 Vorsätzen sehr oft angeführt, und deshalb klingt es viele Jahre später fast wie ein Siegesruf, wenn Maria Ward in ihren Exerzitien von 1619 vermerkt: „Freude, weil ich die Gewißheit habe, gehorchen zu können.“ Zum Schluß: „Ich will den Rat befolgen, den der selige Vater Ignatius so sehr empfahl und selbst so treulich übte: stets in der Gegenwart Gottes zu wandeln.“ (Nr. 34)

Aus jeder Zeile ist zu spüren, daß Maria Ward die Arbeit an ihrer Vervollkommnung im Hinblick auf Gott und in der Verpflichtung, die sie ihren Mitmenschen gegenüber fühlte, unerbittlich prüfte. Die Kontrolle durch schriftliche Fixierung schließt fadenscheinige Entschuldigungen aus. Gewissenserforschung zweimal am Tag – viel später erst: tägliche Beichte – waren Wegmarken des inneren Fortschritts. Erkennen und Handeln, Glauben und Tun: Das sind die Pole ihrer Spiritualität.

Wie eine Seele im Stand der Gnade, der Vollkommenheit und Urgechtigkeit lebe, erschaute Maria Ward in der Vision vom Allerheiligen-

tag 1615: „Es scheint ein bestimmter, klarer und vollkommener Stand zu sein. Das Glück dieses Standes scheint in einer besonderen Freiheit von aller Anhänglichkeit an irdische Dinge zu bestehen... Eine solche Seele bezieht alles auf Gott... Die Menschen im Paradies vor dem ersten Sündenfall müssen sich in diesem Stande (der Vollkommenheit) befunden haben...“ So schildert sie – zunächst unter dem Schutz des Beichtgeheimnisses – das überwältigende Erlebnis (Nymphenburger Briefe, Nr. 6,6ff).

Das Ziel wird bei Maria Ward deutlich genannt: Vollkommenheit. Später heißt es einmal in ihren Briefen an die Novizenmeisterin Winefrid Wigmore: „Gott will nur die Besten zu seinem Dienst; bilde die Deinen gut aus.“

Aufzeichnungen aus den Exerzitien

In dem Jahrzehnt vor ihrer Rom-Reise hat Maria Ward oft Einzelexerzitien gemacht und darüber Buch geführt. Diese Aufzeichnungen sind respektgebietend in ihrer bemühten Ehrlichkeit; respektgebietend ist auch die Tatsache, daß diese schriftlichen Bekenntnisse ihren Gefährtinnen zugänglich gemacht wurden. In unserer Zeit der Vermarktung modischer Psychotherapien und Gruppenbekenntnisse, die nicht ohne wirkungsvolle Eitelkeit dargeboten werden, besticht die ungekünstelte, demütige Ehrlichkeit, mit der Maria Ward über ihre Meditationen Auskunft gibt.

„Als ich mich zum Gebet begab, wußte ich nicht, wo ich Gott finden könne. Ich wollte nichts nehmen, was nicht gegeben werde, noch von mir aus eine Wahl treffen. Mein Verlangen ging dahin, ihn zu finden, wo er gefunden werden wollte.“ Oder: „Gott war gegenwärtig; ich fühlte mich frei, mit ihm zu sprechen; der größte Teil der Stunde war damit ausgefüllt, daß ich mit Liebe und Hoffnung zu ihm redete und achtsam hinhorchte auf das, was er wollte, voll Verlangen, seinen Willen zu erfüllen.“

Diese Sprache nimmt Begriffe der mittelalterlichen Mystik wieder auf. Die Anschauung Gottes, seine Nähe, Gottes Unmittelbarkeit wird gesucht – und auch erlebt. Daß dies auch von übernatürlichen Erleuchtungen begleitet war, bezeugt ihre Sekretärin Elizabeth Cotton, die Maria Wards Aufzeichnungen abzuschreiben hatte. An einer Stelle heißt es da: „Hier schrieb sie (Maria Ward) nicht weiter, da sie verhindert war, obwohl sie bei der Betrachtung (über die Menschwerdung Christi) außerordentliche Erleuchtungen hatte und vieles wahrnahm, was Aufmerksamkeit und Aufzeichnung verdient hätte.“ (1619)

Von der vorgegebenen Thematik der ignatianischen Exerzitien weicht Maria Ward bei ihren Meditations-Übungen oft ab. Es geht ihr um die persönliche Gott-Erfahrung.

Ist sie eine Mystikerin zu nennen? Eine Gestalt im Reigen der schreibenden Seherinnen wie Hildegard von Bingen, Mechthild von Magdeburg und Teresa von Avila? Die apostolische Arbeit, ihre unermüdliche Aktivität der Schulgründungen verstellt den Blick auf das Innenleben der Frau, die nach außen wirken mußte und wollte, um die Spaltung der Konfessionen zu überwinden.

Aber selbst in ihren aktivsten Zeiten blieb sie für den Einbruch der Transzendenz aufgeschlossen. Als 1628 in Prag alle ihre Bemühungen zerschlagen wurden, konnte sie in der Stille von Bad Eger aufschreiben: „Ich hatte eine klare und ruhige Einsicht und Erkenntnis von dem, was Gott in seinen Geschöpfen und durch sie tut (durch mich Arme im besonderen)... Ich sah so deutlich beide Partner und das, was jedem von beiden besonders eignet, bin aber unfähig, es auszudrücken... Ich sah klar, wieviel Gutes verhindert, aufgeschoben wird und vielleicht für immer verloren geht...“

Verloren geht – sie sorgte sich um den Auftrag, den sie seit ihrer Vision von 1611 klar vor sich sah. Daß er durch die zögernden, langsam arbeitenden römischen Kongregationen verloren gehen könnte, davor warnte sie den Papst wieder und wieder. Sie beschwor Urban VIII. in drei Privataudienzen, doch den Willen Gottes zu erfüllen. Sie, die Frau, ermahnte den Stellvertreter Gottes auf Erden zur Pflichterfüllung! – Und sie wurde selbst niemals irre an dieser schweren Sendung, auch dann nicht, als den Englischen Fräulein das klösterliche Leben untersagt wurde und sie in Rom (und München) nur geduldet waren. Damals, im Jahre 1636, hielt sie Rückschau und schrieb:

O wie gut sind deine Taten geordnet, mein Herr und mein Gott.
Damals sagtest du, daß die Gerechtigkeit die beste Verfassung sei.
Nun zeigst du, wie solche Gerechtigkeit erlangt wird.
Damals sagtest du, was ich zur Sühne für meine Sünden tun solle.
Nun zeigst du, wo solche Genugtuung geleistet wird.
Damals zeigtest du, daß ich gerettet werde.
Nun das Gleiche mit einiger Ergänzung.

Nach den quälenden Skrupeln der Kindheit, nach der schmerzlichen Suche eines zeitgemäßen, offenen Ordenslebens, nach Enttäuschung, Krankheit und Verbot das tröstliche Wissen:

Ich bin gerettet!